

Kassettenbeichte eines Jedermanns

Der neue Roman des Autors von „Catch-22“

Mit einem einzigen Roman gleich in die Literaturgeschichte einzugehen, das ist bisher nur wenigen Schriftstellern gelungen. Der Amerikaner Joseph Heller hat es mit seinem satirischen Antikriegsroman „Catch-22“ (zu deutsch „Der IKS-Haken“), der vor fünfzehn Jahren erschien und inzwischen eine Auflage von acht Millionen erreicht hat, gleichsam im Handstreich geschafft; „Catch-22“ gilt heute, zumindest in Amerika, als eines der klassischen Bücher der sechziger Jahre.

Man wußte seit einiger Zeit, daß Heller (nach dem katastrophalen Mißerfolg seines Theaterstücks „We bombed in New Haven“) an einer neuen Prosaarbeit saß. In der Zeitschrift „Esquire“ konnte man einen Vorabdruck aus einem umfangreichen Projekt mit dem Titel „Something Happened“ lesen. Vor einem Jahr ist dieses Buch in Amerika erschienen, jetzt liegt es in der flüssigen Übersetzung von Günter Danehl auf deutsch vor.

„Was geschah mit Slocum?“, so der deutsche Titel, ist der Triumph des Kassettenrecorders über den traditionellen Ich-Erzähler. Die Hauptfigur (deren Namen der Leser erst nach geraumer Zeit erfährt) erzählt diesen Roman nämlich so, als ob sie die Geschichte heimlich in ein Mini-Tonbandgerät diktiert, d. h., der Erzähler ist sich während seines inneren Monologs jederzeit bewußt, daß er Zuhörer hat, er gibt zu erkennen, daß er das Rollenspiel durchschaut: „Ich verstehe mich sehr gut auf diese Täuschungsmanöver, bin aber nicht mehr imstande,

mich in jedem Fall selbst zu täuschen (könnte ich es, dann würde ich das nicht wissen, nicht wahr? ha, ha).“

Bob Slocum macht Witze, über sich selbst, über andere, er gibt zu Protokoll, was ihm zugestoßen ist, zu Hause, im Büro, in der Vergangenheit, in diesem Augenblick. Seine Phantasien vertraut er uns genauso an wie seine Ängste. Am Ende sind wir Zeuge gewesen nicht nur zahlreicher breit ausgemalter Episoden, sondern seiner nahezu vollständigen Lebensgeschichte. Diese Darstellungsweise hat, zweifellos eine Absicht des Autors, eine gewisse Verunsicherung des Lesers zur Folge; verwirrend an diesem Monolog ist nämlich seine bei allem Wortreichtum auffällige Faktenarmut. Wie die Firma heißt, bei der Slocum beschäftigt ist, erfahren wir nicht, nicht einmal die Branche, und der Name seiner Frau bleibt ebenso unerwähnt wie die seiner Kinder.

Die elementaren Informationen sind ausgesprochen mager: Slocum, ein höherer Angestellter in mittleren Jahren, arbeitet im Hauptsitz eines großen New Yorker Konzerns. Er ist verheiratet, hat drei Kinder, eins davon geistig zurückgeblieben, ein Haus im Grünen, und er spielt Golf. Sein Vater starb, als der Junge sechs war; die Mutter siechte, mehrfach vom Schlag getroffen, qualvoll dahin. Slocum hat seine Schwester nackt gesehen und seinen Bruder im Kohlschuppen mit einer Freundin überrascht, er haßt seine Firma und die meisten seiner Kollegen, schätzt die sexuellen Qualitäten seiner

zum Alkohol neigenden Frau und ist ein Schürzenjäger von hohen Graden. „Wenn ich groß bin, möchte ich ein kleiner Junge sein“, ist seine Devise.

Nach und nach zeigt sich, daß Slocum eine besondere Eigenart besitzt: er verwickelt andere Leute in sinnlose Unterhaltungen. Der Verdacht regt sich, daß er etwas auf dem Kerbholz hat. Ganz am Ende stellt sich heraus, daß wirklich „etwas geschehen ist“: Slocum hat seinen neunjährigen Sohn getötet — nicht aus kalter Mordlust, sondern weil er nicht ertragen konnte, daß der Sohn nach einem Unfall zu bluten begann.

Joseph Heller muß sich gefallen lassen, daß man dieses Buch an seinem berühmten Vorgänger mißt. Da ist zunächst die Darstellungsform, der fünfhundert Seiten lange Monolog eines Mannes, der — anders als weiland Leopold Bloom bei James Joyce — so spricht, wie es ein imaginäres Protokoll festhalten soll; in diesem Roman ist die Art und Weise der Bloßlegung eines bedeutungstiftenden Ereignisses wichtiger als das Ereignis selbst. Der Leser, der wie ein geduldiger Psychiater den endlosen Geständnissen der Titelfigur zuzuhören gezwungen ist, wird auf eine harte Probe gestellt. War „Catch-22“ eine fulminante Satire auf die amerikanische Armee, so könnte man in „Was geschah mit Slocum?“ eine wortreiche Anklage gegen die Anonymität eines undurchschaubaren Großbetriebs sehen, nur daß dieser Anklage fast alle grotesken, karikierenden, satirischen Züge fehlen.

Durch die Beschränkung auf Monolog und Dialog begibt sich Heller der meisten jener Stilmittel, die „Catch-22“ zu seinem so brillanten formalen Bravourstück gemacht haben. Die Form der „Kassettenbeichte“, die er hier gewählt hat, verhindert die Entfaltung einer Handlung insofern, als das Aufzählen mehr oder weniger mittelwärtiger Reaktionen und Empfindungen

immer nur im Kopf des Bekenners zu neuen Anstößen führt.

Der Autor wollte, so hat er gesagt, mit diesem Buch die Atmosphäre unserer Zeit beschreiben, „eine Atmosphäre des Chaos, der Desorganisation, Absurdität, Grausamkeit, Brutalität und Gefühllosigkeit — aber auch eine Atmosphäre, in der die Menschen, selbst die allerschlechtesten unter ihnen, von menschlichen Impulsen motiviert sind“. Bob Slocum als ein Jedermann unserer Tage — das wäre in der Tat eine sehr beschränkte Perspektive; der Eindruck bleibt, daß hier ein wenig zu angestrengt versucht wurde, die unerquickliche Menschlichkeit des Durchschnittsbürgers Slocum in Literatur zu verwandeln.

HELMUT WINTER

Joseph Heller: „Was geschah mit Slocum?“ Roman. Aus dem Amerik. von Günter Danehl. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main, 1975. 504 S., Ln., 32,— DM

Hinweis

GÜNTER GRASS hat vor und während der Arbeit an seiner „Blechtrommel“ das damalige moderne „absurde Theater“ mit Stücken voll grimmigen Humors und bizarrer Einfälle beliefert, darunter „Hochwasser“ über die Freuden der Katastrophen, „Onkel, Onkel“ über einen Mörder, dem der Erfolg versagt bleibt, sobald niemand mehr Angst vor ihm hat, „Die bösen Köche“ über die vergebliche und mörderische Jagd nach einer Erlösersuppe. In „Die Plebejer proben den Aufstand“, angeregt von Bertolt Brechts Verhalten beim Aufstand am 17. Juni 1953, und in „Davor“ mit seiner die praktische Vernunft fordernden Argumentation spielt Grass nicht mehr mit „absurden“ Erfindungen, er ordnet Absurditäten aus der politischen Realität einem moralischen Thema unter. („Theaterspiele“. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1975; rororo Nr. 1857. 301 S., 6,80 DM.)

F.A.Z.